

# Nicht Sprüche sind es, woran es fehlt ...

Autor(en): **Knobel, Bruno / Kambiz [Derambakhsh, Kambiz]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 45

PDF erstellt am: **03.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-614109>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# NICHT SPRÜCHE SIND ES, WORAN ES FEHLT ...<sup>1</sup>

## VIEL BÜCHER MACHEN NICHT GELEHRT, ...<sup>2</sup>

Wir, die wir das Glück haben, so beruhigend unberührt zu sein, kommen natürlich nicht in die Lage, mit dieser Frage behelligt zu werden, aber wer hätte sich trotzdem noch nie überlegt, was *er* antworten würde, wenn man ihn fragte: «Welche drei Bücher würden Sie auf die einsame Insel mitnehmen?», also Bücher, die man immer und immer wieder läse oder die einem die liebsten sind. Die Frage gehört zu jenen ebenso beliebten wie etwas einfältigen Interviewfragen, die ich kaum in der vom Frager erwarteten Kürze zu beantworten vermöchte, schon deshalb nicht, weil ich ernsthaft befürchte, als Robinson auf der unbewohnten Insel hätte ich gar keine Zeit zum Lesen, oder mein Bedürfnis nach Literatur reduziert sich ohnehin auf nicht voraussehbare

Fachwerke über Gemüseanbau oder Geflügelzucht oder dergleichen.

Des so ungemein originellen Interviewers Frage zielt natürlich nach den «Lieblingsbüchern». Und da müsste ich, ziemlich ausholend, gestehen, dass es Bücher gibt, die mir aus diesem oder jenem Grund ungemein lieb sind und mit denen ich sozusagen lebe (und auch auf der Insel leben würde), ohne dass ich sie aber je wieder zur Hand nehmen müsste oder wollte. So wie man ja auch nicht gefragt wird, welche drei Gedichte man auf besagte Insel «mitnehmen» wollte. Auch sie brauchte ich nicht ins Gepäck zu stopfen – ich trüge sie ohnehin in mir: «Das Abendlied» von Matthias Claudius (und schon sehe ich, wie der weisse Nebel wunderbar aus den Wiesen steigt) und Rilkes «Herbsttag», das mich immer sehr berührt mit seinem «wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben, wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben ...», und – ich weiss nicht genau warum – Fridolin Tschudis «Im Wald blüht schon der Seidelbast ...». Literaturbegeisterte werden nun – ich kann's mir gut vorstellen – den Kopf schütteln über meinen antiquierten Geschmack und wohl mehr noch über die Kühnheit, mit der ich «wahren Dichtern» einen «Nur-Tages-Poeten» beigeselle. Aber ich lass' mich ganz gern als literarisch reaktionär bezeichnen, weil ich noch immer das Gedicht mit Reim und Versmass besonders schätze. Sie nehmen den Dichter in jene

strenge Zucht, die mir, man verzeihe, nun einmal fehlt hinter einem Gedicht wie:

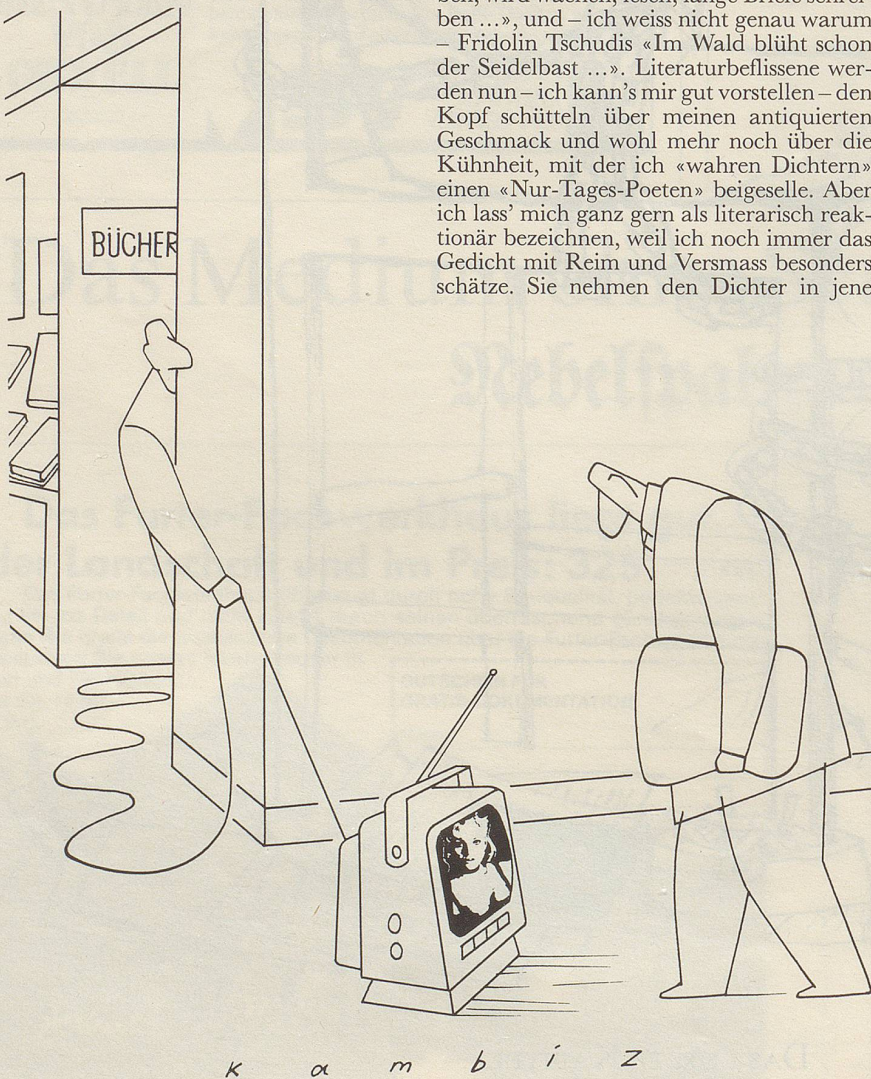
Montag  
bis Freitag  
ohne  
allgemeine  
Feiertage

Trans-  
Europ-  
Express  
1. Klass  
mit Zuschlag

was einen Sinn allerdings durchaus auch hat, denn ich holte ihn geradewegs aus einem amtlichen Kursbuch. Und was den Fridolin Tschudi anbetrifft: Er war ja wohl kein Dichter im strengsten Sinn, und er wollte das auch nie sein, aber man soll sich doch nicht schämen, einzugestehen, dass man gerne auch anderes liest oder las und gut findet oder fand als nur sogenannte «gehobene» Literatur. So freut mich denn auch immer wieder die Gelassenheit und das gute Erinnerungsvermögen des Lyrikers und Essayisten und Literaturprofessors Werner Weber, der den bloss (Jugend-)unterhaltenen Karl May nicht einfach hochnäsigt abtat, sondern eingestand: «... – aber kann man Winnetous schwarzen Haarsturz vergessen, oder den Vorderlader mit Treffsicherheit auf 1500 Meter, genannt «Bärentöter», oder den «Henrystutzen» mit gezogenem Lauf; oder Old Shatterhand ...?»

## DAS LESEN MUSS DAZUKOMMEN<sup>3</sup>

Ich amüsiere mich immer köstlich über den Eifer, mit dem Literaturkritiker nachzuweisen bemüht sind, wie sehr ein Dashiell Hammet oder Raymond Chandler auch den amerikanischen Roman «an und für sich» beeinflusst hätten, wobei das «auch» bedeutet, dass sie etwa nicht nur Kriminalromane schrieben, sondern dass diese auch noch etwas literarisch Besseres sind, was mir, wenn ich einen guten Krimi lesen will, ebenso egal ist wie die Tatsache, dass ein Ross McDonald, eine Dorothy Sayers oder Patricia Highsmith nicht nur Krimis schrieben, sondern damit auch Gesellschaftskritik übten. Warum müssen denn geschwollen Entschuldigungen dafür herbeigeredet werden, wenn man Krimis liest? Das scheint mir noch allemal anspruchsvoller, als solche fernsehend zu konsumieren. Zwar kann auch das das Lesen fördern; das Lesen von medizinischer Fachliteratur, in deren Sprache es neuerdings neben Bezeichnungen wie «Punk-Auge», «Jeansdermatose» oder «Discokrankheit» nun auch eine «Fernsehtrombose» gibt, was die Bildung eines Blutgerinnsels in der Beinvene infolge stun-



denlanger verkrampfter Sitzhaltung vor dem Bildschirm bezeichnet. Dass im übrigen Medizin und Krimi schon lange miteinander zu tun haben, kam vor kurzem an den Tag, nämlich als Nachkommen von Conan Doyle, dem Schöpfer Sherlock Holmes<sup>1</sup>, in einem Buch nachzuweisen vermochten, dass Doyle auch ein äusserst guter Arzt und medizinischer Forscher war.

Gelegentlich hört man, Umfragen in diesem oder jenem Land hätten ergeben, dass ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz der Einwohner seit X Jahren kein Buch mehr gekauft habe. Das pflegt man dann dem Fernsehen zuzuschreiben. Nun melden aber auch TV-Anstalten neuerdings die Abwanderung von TV-Zuschauern, zwar nicht zum Buch, sondern zu Video. In England sollen es 5 Millionen sein. Und ich entsinne mich, schon vor zwei Jahren gehört zu haben, dass es in der Schweiz eine Zeitschrift gebe, die 45 000 Leser erreiche und vor allem Video-Filme bespreche, von denen (damals) bereits 3000 zur Verfügung gestanden haben sollen. Andererseits ist es mir nie aufgefallen, dass die Zahl unserer Buchhandlungen geschwunden wäre oder dass sich das Bücherangebot vermindert hätte. Jahr für Jahr kommen neue Bücher sonder Zahl auf den Markt. Und offenbar rechnen sich selbst vorsichtig kalkulierende Verlage noch immer Absatzchancen aus. Lesen kommt wohl nicht aus der Mode.

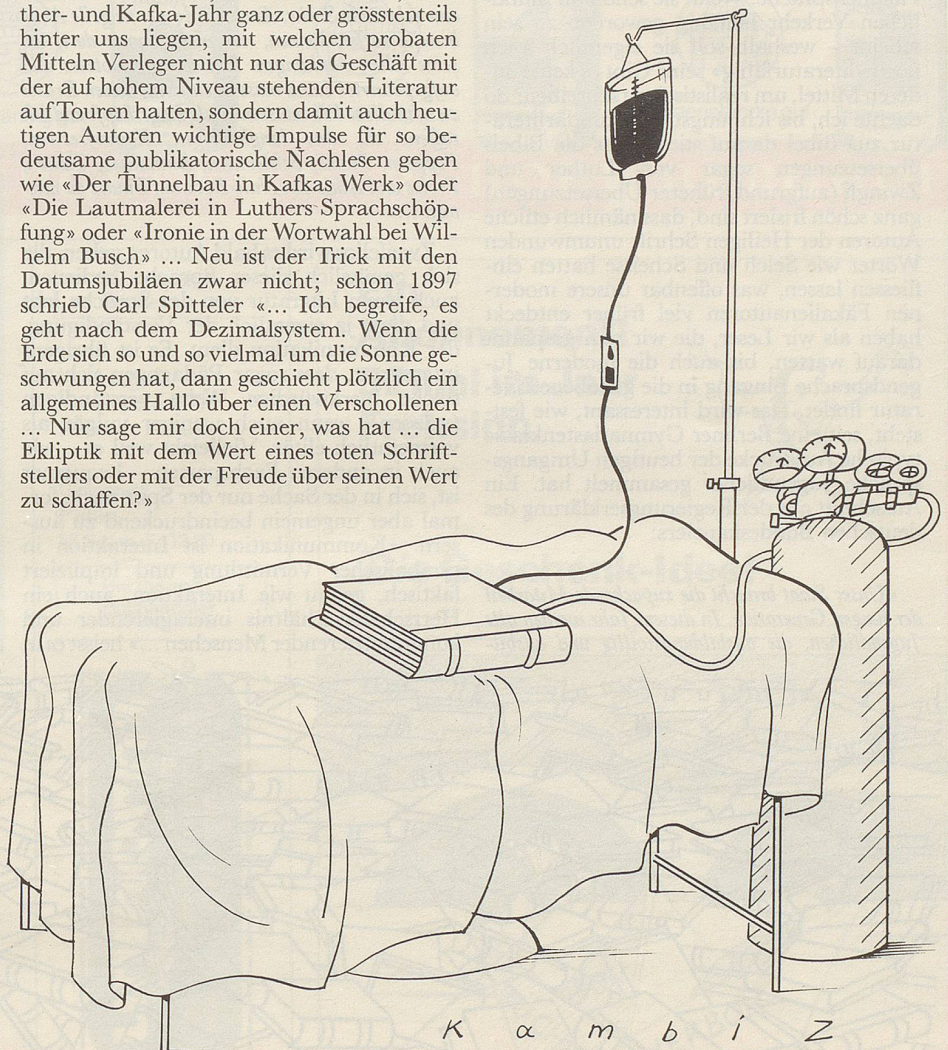
## RECHTE LESER DICHTEN MIT UND ÜBER DEM BUCH<sup>4</sup>

Manchmal mag es einen sogar dünken, es gebe *zuviel* Bücher, und gelegentlich kann man sich schon fragen, wessen Bedürfnissen denn wohl dieses oder jenes neue Buch entspreche. Etwa als ein Zürcher Verlag, auf der Welle grassierender Österreicherwitze reitend, rasch eine Sammlung davon herausgab, deren Grundstimmung so war, dass man sie genausogut gegen Eidgenossen hätte richten können. «Warum ist die österreichische Fahne rot-weiss-rot?» – «Damit man sie nicht verkehrt aufhängen kann!» Da reizt doch wohl eher der Umstand zum Lachen, dass die Schweizer Fahne ja noch weit narrensicherer gemacht ist. Für viel erheiternder als die Österreicherwitze helvetischer Herkunft halte ich jene Witze, die österreichische Leser eines Wiener Blattes als Retourkutsche fahren liessen. Da hiess es u. a.: «Ein Schweizer findet im Abfall einen Taschenspiegel, blickt hinein und sagt: «So eine Photo hätte ich auch weggeworfen!» Vielleicht hat der bilaterale verlegerische Konkurrenzkampf nun auch zu einem Buch mit österreichischen Schweizerwitzen geführt. Wundern täte es mich nicht.

Andererseits denkt man gelegentlich auch: Das sollte endlich in einem Buch gesammelt werden! Etwa eine Sammlung von Gerichtsurteilen. Das wäre auch für eine breite Leserschaft nur scheinbar trockene Lektüre. Amüsant, «denkanstössig», ja spannend könnte es sein, Urteile vorzulegen in Fällen, wo es um Lärmstörungen ging. Es muss dabei nicht nur um Kirchen-, Kuh- und Schafglocken gehen und um die Vorstellung, ein Richter flöchte in sein Urteil ein hochliterarisches Zitat ein wie etwa Jean Pauls «Die Kuhglockenspiele blieben ihm lange Zeit die Kuhreigen der hohen fernen Kindheitsalpen ...», es sind Töne ... von Windhar-

fen hergespielt *aus weiter schöner Ferne*, und ich möchte dabei fast weinen vor Lust ...»; nein, ich denke an juristische Begebenheiten wie den Basler Gerichtsfall, in dem der Besitzer eines Biotops eingeklagt wurde wegen des Gequakes «seiner» Frösche. (Er wurde übrigens freigesprochen, und er hiess sinnigerweise Fröscher.)

Und wer sich über die ständige Flut neuer Bücher wundert, der erinnert sich nun ja, nachdem Goethe-, Wilhelm-Busch-, Luther- und Kafka-Jahr ganz oder grösstenteils hinter uns liegen, mit welchen probaten Mitteln Verleger nicht nur das Geschäft mit der auf hohem Niveau stehenden Literatur auf Touren halten, sondern damit auch heutigen Autoren wichtige Impulse für so bedeutsame publikatorische Nachlesen geben wie «Der Tunnelbau in Kafkas Werk» oder «Die Lautmalerei in Luthers Sprachschöpfung» oder «Ironie in der Wortwahl bei Wilhelm Busch» ... Neu ist der Trick mit den Datumsjubiläen zwar nicht; schon 1897 schrieb Carl Spitteler «... Ich begreife, es geht nach dem Dezimalsystem. Wenn die Erde sich so und so vielmal um die Sonne geschwungen hat, dann geschieht plötzlich ein allgemeines Hallo über einen Verschollenen ... Nur sage mir doch einer, was hat ... die Ekliptik mit dem Wert eines toten Schriftstellers oder mit der Freude über seinen Wert zu schaffen?»



## GELDLEUTE LESEN GRÜNDLICHER ...<sup>5</sup>

Um auf die eingangs erwähnte Interview-Frage zurückzukommen: Ich würde auf die einsame Insel mit einiger Sicherheit die Bibel mitnehmen, ein Werk, das auch in Jahrzehnten nicht auszuschöpfen ist. Dabei gilt mein Interesse eingeständenermassen nicht so sehr der Botschaft denn dem Buch als geschichtliches Werk und wegen seiner Entstehungsgeschichte. Als zweites und drittes Buch benötigte ich dazu Sekundärliteratur, am liebsten in Form von Sammelbänden, die Titel einschlossen wie «Der zensierte Jesus» und «Starb Jesus in Kaschmir?» und «Witz, Humor und Ironie bei Jesus» ... Aber es müsste unbedingt eine alte Bibel sein, nicht eine modern sprachge- und -bereinigte Heilige Schrift, die nicht einmal mehr «Bibel» heissen darf, sondern – verkaufsfördernder – «Die gute Nachricht» oder ähnlich. Nichts gegen die sprachmo-

<sup>1</sup> «Nicht Sprüche sind es, woran es jetzt fehlt; die Bücher sind voll stoischer Sprüchlein. – Woran fehlt es also? – An solchen, die sie anwenden.»  
(Epiktet, um 50–138 n. Chr.)

<sup>2</sup> «Viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht, sondern gute Dinge und oft lesen, wie wenig es auch ist, das macht gelehrt in der Schrift und fromm dazu.»  
(Martin Luther, 1483–1546)

<sup>3</sup> «Die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muss dazu kommen.»  
(G. E. Lessing, 1729–1781)

<sup>4</sup> «Es sind die rechten Leser, die mit und über dem Buch dichten. Denn kein Dichter führt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer, zu träge und unlustig, nicht den Mut verspürt, die goldnen, losen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstab ewig tot, und er täte besser, zu graben oder zu pflügen, als so mit unnützem Lesen müssig zu gehen.»  
(Joseph von Eichendorff, 1788–1857)

<sup>5</sup> «Geldleute lesen gründlicher als Bücherliebhaber. Sie wissen besser, was für Nachteile aus flüchtiger Lektüre entstehen können.»  
(Bert Brecht, 1898–1956)

dernisierte Bibel in ihren marktgerecht unterschiedlichen äusseren Gewandungen, unter denen ja auch eine für den verschleisenden Gebrauch auf der einsamen Insel sehr praktische «Jeans-Bibel» nicht fehlt. Aber mir ist die alte Sprache von Luther oder Zwingli lieb und gut genug, handfest und doch anständig.

An der modernen Literatur pflege ich mich immer ein wenig aufzuhalten über die Fäkaliensprache. Wenn sie schon im mündlichen Verkehr hoffähig geworden zu sein scheint – weshalb soll sie eigentlich auch noch «literaturfähig» sein? Gibt es keine anderen Mittel, um realistisch zu schreiben? So dachte ich, bis ich jüngst in Sekundärliteratur zur Bibel darauf stiess, dass die Bibelübersetzungen sogar von Luther und Zwingli (aufgrund früherer Übersetzungen) ganz schön frisiert sind, dass nämlich etliche Autoren der Heiligen Schrift unumwunden Wörter wie Seich und Scheisse hatten einfließen lassen, was offenbar unsere modernen Fäkaliensautoren viel früher entdeckt haben als wir Leser, die wir nun gespannt darauf warten, bis auch die moderne Jugendsprache Eingang in die gehobene Literatur findet. Das wird interessant, wie feststeht, seit eine Berliner Gymnasiastinnenklasse typische Ausdrücke der heutigen Umgangssprache jugendlicher gesammelt hat. Ein Ausschnitt aus der Regierungserklärung des deutschen Bundeskanzlers:

*«Unser Staat braucht die zupackende Mitarbeit der jungen Generation. In diesem Jahr werden alle Jugendlichen, die ausbildungswillig und ausbil-*

*dungsfähig sind, eine Lehrstelle erhalten können. Allerdings wird nicht jeder – das sage ich schon seit Monaten – seinen Wunschberuf erlernen und nicht jeder dort in die Lehre gehen können, wo er möchte, wo er wohnt. Ein hochentwickeltes Industrieland wie die BRD muss es möglich machen, diese schwierige Aufgabe zu lösen ...»*

soll, in die Jugendsprache übersetzt, etwa so klingen:

*«Das Antörmen der Teenies ist für unser Land eine echt coole Sache. Auch wird jeder ne geile Azubistelle raffén können, nur nicht immer dort, wo seine Alten rumhängen. Ein so aufgemotztes und aufgepowertes Land muss es checken, diesen Brasil zu schnallen. Wir müssen es als Lagerköpfe endlich raffén, eh, den langhaarigen Körnerfressern, Poppfern, Punks, Schleimern, Schnellies, Tünter, Prolos und Alkis den Null-Bock auf Future zu nehmen ...»*

Zweifellos wird es bald Autoren geben, die sich genüsslich dieser Sprache bedienen, auch wenn Literatur von der Sprache lebt und diese ja eigentlich der Verständigung, der Kommunikation dient. Es ist übrigens interessant, dass sogar Pädagogen sich auf solche merkwürdige Weise verständigen (müssen), wenn auch weniger vulgär als vermeintlich elitär. Vielleicht weil es – wie auch in anderen Fachsparten – bequemer ist, sich in der Sache nur der Spur nach, formal aber ungemein beeindruckend zu äussern. «Kommunikation ist Interaktion in symbolischer Vermittlung und impliziert faktisch, genau wie Interaktion, auch ein Herrschaftsverhältnis interagierender und kommunizierender Menschen ...» heisst es in

einer Pädagogenschrift. Und im Buche «I like Deutsch» zitiert Karl Götz aus einer Lehrerzeitung: «Syntagmen pflegen einen tieferen und nachhaltigeren Einfluss auszuüben als Konglomerate, Ganzheiten sind bildungsmächtiger als Kumulationen oder auch Summen. Ein Syntagma ist eine scharf konturierte und streng strukturierte Ganzheit.» Wie schwer machte es sich Rilke, damit es so leicht verständlich klingt: «... und wird in den Alleen hin und her unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.» Oder Claudius: «Seht ihr den Mond dort stehen? – Er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehn.»

Ein junger Mann kam mit Begeisterung der Aufforderung des Zollbeamten nach, den Koffer zu öffnen. «Warum freuen Sie sich?» fragte der Beamte. «Weil ich nicht glaubte, dass sich noch einmal jemand für den Inhalt dieses Koffers interessiert.»

Er enthielt Manuskripte.

Alte Dame in der Leihbibliothek: «Würden Sie bitte einmal auf meiner Karte nachsehen, ob ich «Blutiges Edelweiss» schon gelesen habe?»

